



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

persönliche noch allgemeine. Wenn alle satt sind, dann tritt der große Augenblick ein, wo die Welt — untergehen muß. Wir werden also diesen Weltuntergang nicht so bald erleben, denn der Hunger wird den Lauf der Welt wohl noch ein Weilchen zusammenhalten.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom innern Kriegsschauplatz. Die wirklich große Gala-Elitevorstellung (eine andre als die Zirkussprache wäre hier nicht angebracht) im Justizpalast zu Moabit regt uns zu zwei unmaßgeblichen Vorschlägen an. Man erhöhe den Gehalt aller Beamten der politischen Polizei auf das Dreifache, damit sie nicht mehr nötig haben, den ollen ehrlichen Schweinburg anzupumpen und vor Gericht zu flennen, verpflichte sie aber aufs strengste, nicht das Geringste mehr im Dienste des Staates zu thun und sich nur noch mit der Pflege ihrer leiblichen Gesundheit zu beschäftigen. Zweitens aber erlasse man ein Gesetz, wonach jedermann, der politische Zeitungsartikel, Nachrichten oder Leitartikel, schreibt, er sei Minister oder verbummelter Handlungsbdiener, seinen Namen zu unterzeichnen verpflichtet ist. Der Einwand, daß dann gerade die wertvollsten Artikel, nämlich sachkundige Kritiken an Staatseinrichtungen und an Zuständen der Verwaltung, ungeschrieben bleiben würden, weil die zu ihrer Abfassung am meisten befähigten sich scheuen würden, ihren Namen zu unterzeichnen, dieser Einwand ist nicht stichhaltig; denn ein mehrmonatiger Verzicht dieser Männer auf die publizistische Thätigkeit würde Zustände herbeiführen, die alle Spitzen der Behörden nötigen würden, für das Verbrechen des Bekenntnisses der Wahrheit völlige Straflosigkeit zuzusichern. Das sind unsre beiden Vorschläge. Außerdem hätten wir noch einen Wunsch, dessen Erfüllung unsre Neugierde und vielleicht auch die anderer Leute befriedigen würde. Wir möchten wissen, ob ein Fall nachgewiesen werden kann, nur ein einziger Fall, wo das Institut, bei dem täglich Dinge vorkommen, über die nach dem Auspruch des Präsidenten des Schwurgerichts jeder anständige Mensch empört sein muß, dem Vaterlande einmal einen wirklichen Dienst geleistet hat.

Niemandem wird dieser Skandalprozeß ungelegner gekommen sein als dem preussischen Minister des Innern, denn seine kleine Umsturzvorlage etwa durch Erhöhung des allgemeinen Vertrauens zur Polizei zu fördern, war er wenig geeignet. Man muß sich darüber wundern, wie unfähig Eugen Richter ist, eine günstige Lage auszunutzen: der Kritiker in ihm und der fanatische, herrschsüchtige, unduldsame Parteihauptling scheint jede Anlage zum Taktiker, wenn er je welche besessen hat, zerstört zu haben. Die Stimmung ist so allgemein und so entschieden gegen den Gesetzentwurf, wie wir das seit dem Tabakmonopol noch bei keiner Gesetzesvorlage der Regierung*) erlebt haben. Vor der Sozialdemokratie fürchtet sich sogar

*) Beim Tabakmonopol waren's freilich „die verbündeten Regierungen,“ aber es wäre Bedauerliche und würde das Schreiben über deutsche Reichs- und Staatsachen außerordentlich erschweren, wenn man in jedem einzelnen Falle zwischen der preussischen Regierung und den verbündeten Regierungen gewissenhaft unterscheiden wollte.

die Kölnische Zeitung nicht mehr; die ganze nationalliberale Partei zeigt eine Festigkeit und Entschiedenheit, die bei der zwanzig Jahre lang erprobten grundsätzlichen Bereitwilligkeit der Partei zur Selbstaufopferung alle Welt in Staunen setzt; hat doch der Abgeordnete Schmieding in der Sitzung vom 28. Mai geradeheraus erklärt: wir haben kein Vertrauen zur Polizei, und auch nicht so viel Vertrauen zur Regierung, daß wir ihr solche Vollmachten anvertrauen könnten; die Antisemiten marschieren — das ist wohl der Wunder größtes — Arm in Arm mit Richter, und die Agrarier, die doch den Kern der konservativen Partei ausmachen, fühlen sich höchst unbehaglich; sie fürchten, daß ihnen die Unpopularität der Vorlage bei den Wahlen schaden könnte, wenn sie sich vorbehaltlos dafür erklären, sie fürchten, es könne ein zweiter Caprivi kommen, der auch sie als Umstürzler behandeln würde, und dem natürlich ein Minister des Innern zur Seite stehen würde, dessen Herz mehr für Nordost als für die Puttkamer schlägt. Ganz sicher fühlen sich eigentlich nur die Freikonservativen. Unter solchen Umständen konnte sich Richter durch den Erfolg seiner großen Rede vom 18. Mai zum Führer einer gewaltigen Opposition emporschwingen. Statt dessen stößt er sogar den rechten Flügel seines zusammengeschmolzenen Häufleins von sich, fährt fort, seinem alten Freunde Rickert und dessen Bauernverein Knüppel zwischen die Beine zu werfen, und bringt durch die Obstruktion gegen die Handwerker Vorlage seine Bundesgenossen vom Zentrum gegen sich auf. Recht lächerlich waren diese Obstruktionsversuche. Die Reichstagsmehrheit ist nun einmal zünftlerisch gesinnt, und so läßt sich eine zünftlerische Gesetzgebung, soweit der Bundesrat dafür gewonnen werden kann, auf keinen Fall verhindern. Und das schadet auch nichts; denn es giebt kein andres Mittel gegen geistige Epidemien, als daß man sie sich austoben läßt, und das darf die Regierung, solange die davon ergriffnen keine verbrecherischen Mittel anwenden. Überdies ist es an sich kein Unrecht, einem Stande den gesetzlichen Rahmen zu einer Organisation darzubieten; es kommt alles auf die Personen an, die ihn auszufüllen haben, und auf den Geist, in dem er benutzt wird. Die Praxis wird ja zeigen, was an der neuen Organisation brauchbar und nützlich, was verfehlt und schädlich ist, und dann kann man ändern oder einen Neubau ausführen; die Freisinnigen sollten sich also nicht das Odium zuziehen, einen Versuch vereiteln zu wollen, von dem niemand mit Sicherheit voraussagen kann, ob nicht doch etwas gutes dabei herauskommt. Freilich fürchten auch wir, daß mehr schlimmes als gutes herauskommen wird, aber wenn ein Teil der Handwerker nun einmal auf keine andre Weise als durch Schaden klug werden will, so soll mans ihm nicht wehren, und den übrigen Handwerkern, die die freiwillige Zwangssinnung nicht wollen, kann man nur sagen: warum habt ihr euch nicht kräftiger dagegen gewehrt? Das deutsche Land, worin nach den Untersuchungen über die Lage des Handwerks das Kleingewerbe am wenigsten gefährdet erscheint, ist Baden, und in diesem Lande will man von Zünftlerei nichts wissen und ist seit sechzig Jahren nach dem liberalen Rezept verfahren; Gewerbeschulen, Kunstgewerbeschulen, Fachschulen, Lehrlingswerkstätten, Stipendien für Gesellen, Meisterkurse, eine Landesgewerbehalle mit Bibliothek, Förderung des Absatzes durch Gewerbehallen und Ausstellungen, eine zuverlässige Auskunftsstelle für alle Angelegenheiten des Kleingewerbes, gewerbliche Genossenschaften, Arbeitsnachweisanstalten, die, gleich den übrigen genannten Veranstellungen, vom Staate mit Geld unterstützt werden, das sind die Mittel, die man dort nicht ohne erfreulichen Erfolg angewendet hat.

Überhaupt sind die sozialen und wirtschaftlichen Zustände in Süddeutschland noch gesünder als in Norddeutschland: kein so schroffer Gegensatz zwischen über-

großem Reichtum und bitterer Armut, zwischen reinen Agrar- und reinen Industriegegenden, zwischen Beamtentum und Bürgertum, nicht so viel Großgrundbesitz und so überwiegende Großindustrie, eine gesunde Mischung aller Elemente bei vorherrschendem Kleingewerbe und Bauerntum. Besonders erfreulich aber ist es, daß auch hervorragende Vertreter der höchsten Kreise in dieser bürgerlichen Welt mitten drin stehen, nicht etwa sich bloß manchmal gnädig in sie herablassen, sondern in ihr leben und wirken. Die Worte, die der bairische Thronfolger auf seiner letzten Reise an verschiedenen Orten gesprochen hat, sind keine leeren Redensarten, sondern entsprechen den Thaten und der Lebensführung des Mannes; er hat z. B. auch bei frühern Gelegenheiten schon den Landwirten gesagt, daß sie es so machen sollen wie er selbst, der den Ertrag seiner Landgüter erhöht, ohne auf Zölle und andre dergleichen agrarische Mittel zu warten. Auch der Minister von Feilitzsch hat sich in gleichem Sinne ausgesprochen. Unfre Agrarier spotten darüber, daß dieser die Industrie die Nährmutter der Landwirtschaft genannt hat; er habe da Mutter und Tochter miteinander verwechselt. Der Spott ist unbegründet. Wenn man unter der Landwirtschaft den Hauptzweig der Urproduktion versteht, so ist und bleibt sie freilich bis ans Ende der Dinge die Nährmutter aller Menschen und aller ihrer Thätigkeiten, auf der Stufe der Naturalwirtschaft auch die der Gewerbe in jedem Sinne. Aber in unsrer geldwirtschaftlichen Periode tritt der Charakter der Urproduktion bei der Landwirtschaft zurück; sie ist da vor allem ein Gewerbe, das gleich allen andern Gewerben zu dem Zweck betrieben wird, einen möglichst hohen Reinertrag in Geld zu erzielen. Der moderne Besitzer größerer Landgüter befriedigt nur den kleinsten Teil seiner Bedürfnisse und der seiner Leute mit den Erzeugnissen seiner eignen Landwirtschaft; den größten Teil seines Bedarfs kauft er. Und er braucht außerdem noch Geld zu Steuern, zu den Hypothekenzinsen, zu Meliorationen, zu Anstandsausgaben; er braucht selbst dann viel Geld, wenn er gar keinen Luxus treibt. Es giebt aber nur eine einzige Geldquelle für ihn: einen Gewerbestand, der ihm seine Erzeugnisse abkauft; ohne einen solchen ist sein Dasein unmöglich. Versiegte diese Quelle, so müßte er entweder von seiner Scholle herunter, oder er müßte auf das Dasein eines zivilisirten Menschen verzichten und zur Lebensweise des Urwaldansiedlers zurückkehren; ohne Industrie hätte eine für den Markt arbeitende Landwirtschaft gar nicht entstehen können. Demnach hat der bairische Minister vollkommen Recht, wenn er die Industrie die Nährmutter der modernen Landwirtschaft nennt.

Koloniale Phantazien. Dem Aufsatz „Deutsche Kolonisation“ in den Hefen vom 8. und 15. April 1897 ist gewiß beizustimmen. Wir möchten aber die Blicke auch einmal anderswohin richten.

Vor etwa zwölf Jahren stand in den Londoner Illustrated News ein interessanter Artikel, der die Möglichkeit einer Vereinigung Hollands mit Deutschland in Betracht zog. Darin war die Befürchtung ausgesprochen, es könnten einst die Sundainseln, Java, Sumatra und wie sie alle heißen, namentlich „die wundervolle Insel Borneo“ an Deutschland fallen und dann das „Smaragden Halsband“ (holländische Bezeichnung der Inselgruppe) „die Krone des deutschen Reiches zieren.“ Ist es nicht bezeichnend, daß die Engländer solche Blicke in die Zukunft werfen, während der Gesichtskreis unsrer Zeitungspreffe nicht so weit reicht? Und doch geht uns die Sache schon mehr an. Die Befürchtung des englischen Blattes ist ganz richtig. Holland — das kann wohl nicht bezweifelt werden — hat seine selbständige Rolle in der Geschichte ausgespielt. Dort stagnirt alles, und jene

Kolonien kommen nicht vorwärts. Seit Jahren ist schon eine allmähliche Annäherung Hollands an Deutschland deutlich zu sehen. Auch die Beziehungen zu Transvaal und dem Oranjesreistaat sind ein Beleg dafür. Gehörte doch auch Holland einst zum deutschen Reich, seine Sprache ist nichts anderes als eine niederdeutsche Mundart, die nur in Folge der politischen Trennung zur Schriftsprache geworden ist. Wenn die weitere Entwicklung dahin führt, wohin sie, wie wir überzeugt sind, führen wird und muß, daß sich Holland in irgend welcher Form an das deutsche Reich anschließt, so fallen uns damit jene großen und reichen Kolonien zu, und es eröffnet sich für uns dort ein weites Feld der Thätigkeit. Die jetzige Generation wird das freilich nicht mehr erleben, aber erst dann, wenn es geschieht, wird aus jenen Kolonien etwas werden. War es nicht ein sehr richtiger Gedanke, in Neu-Guinea noch rechtzeitig die deutsche Flagge zu hissen und so dort Fuß zu fassen?

Wenn von Holland die Rede ist, so liegt es nahe, auch an Belgien zu denken. Wird dieser Staat mit seinen innern zerfahrenen und trostlosen Zuständen noch lange in seiner Selbständigkeit bestehen können? Und kann die Frage nur durch das Schwert entschieden werden, oder wäre es vielleicht doch möglich, daß das Land friedlich geteilt, der wallonische Teil an Frankreich abgetreten würde, und der flämische wieder an Holland fiel und so mittelbar an Deutschland? Hieran knüpft sich die Frage, was dann aus dem Kongostaate würde. Auch hier wird und muß ein Weg der Verständigung kommen. Auch der Kongostaat mit seinen mächtigen schiffbaren Strömen wird dann zu Deutschland kommen müssen, sodaß der mittlere Teil Afrikas uns zufällt. Das Togogebiet könnte an Frankreich abgetreten werden. Welch ein Gebiet, und welche Zukunft!

Aber zu solchen Zukunftsgedanken haben wir jetzt keine Zeit, wir haben nach Gründen zu suchen, um zwei Kreuzer zu streichen.

Sprachrichtigkeit. Otto Schildemeister versichert in dem ersten Bande seiner Essays, ihm mache ein adjektivisch gebrauchtes „teilweise“ jedesmal Ohrenschmerz, und ein überflüssiges Fremdwort zu gebrauchen, worauf heutzutage Jagd gemacht werde, ist ihm eine Kinderei im Vergleiche mit solchen Mißhandlungen der Muttersprache, die ihren innern Organismus antasten. Öffentlich hat sich von hervorragenden Männern wahrscheinlich seit langer Zeit zuerst Treitschke über diesen Mißbrauch ausgesprochen, als er ihn in seinen Aufsätzen über das Judentum für ein Anzeichen von gänzlicher Verrohung unsers Sprachgefühls erklärte; wer einmal darauf hingewiesen worden sei, sollte eigentlich keiner zweiten Ermahnung mehr bedürfen. An der Hand eines so ausgezeichneten Buches, wie Wustmanns „Sprachdummheiten“ sind, kann jetzt jeder Gebildete über die Fehler, die er in seiner Muttersprache macht, nachdenken lernen (auf daß sie keine Entschuldigung haben), und es wäre ganz überflüssig gewesen, wenn z. B. ich in meiner „Kunst der Rede“ hätte ausführlich über Sprachrichtigkeit handeln wollen. Da ich aber doch an die Kategorie zu erinnern hatte, so schien mir ein Hinweis auf dieses unglückliche „—weise“ für jedermann am überzeugendsten zu sein. Ein Beurteiler meines Büchleins in einer wissenschaftlichen Zeitschrift (er hat also die Voraussetzung für sich, daß er seine Sache kennt, und hat wohl auch die berufsmäßige Aufgabe, ihr Verständnis bei andern zu fördern) findet meine Ansicht über Sprachrichtigkeit „eigentümlich“ und meint dann wörtlich: „hängt wirklich davon die Korrektheit ab? Das ist ja fast allgemeiner Sprachgebrauch. Der Übergang von Adverbien zu Adjektiven ist in unsrer Sprache ganz gewöhnlich, man denke nur

an fernere Angaben, behendes Klettern, vorhandnes Vermögen, anderweite Mitteilungen und ähnliches.“ Es würde zu weit führen, darzulegen, warum mich diese übrigens sehr verschiedenen „Ähnlichkeiten“ nicht verlocken, den allgemeinen Sprachgebrauch mitzumachen, ich könnte auch meinerseits die Empfehlung für „eigentümlich“ erklären. Aber damit würde ich nicht meine wirkliche Empfindung ausdrücken. Denn ich finde es nicht eigentümlich, sondern sogar sehr begreiflich, daß, wer ein solches „teilweise“ nicht in seinen eignen Ohren und Nerven fühlt, in seinem Wissen nach einem Rettungsmittel sucht, um nicht stumpfsinniger zu erscheinen, als jemand, der diese Dinge lange nicht so gut verstehen kann und darf, wie er. Gelehrte Kenner unsrer Sprache haben andre Sorgen, als ihre gebildeten Liebhaber und bessere oder vorsichtige Schriftsteller, und aus welcher dieser Klassen man am besten thäte die Gesetzgeber zu wählen, ist eine noch ungelöste Preisfrage. Das ist einer der Gründe, warum wir Deutschen es niemals zu der allgemeinen Sprachrichtigkeit bringen werden, auf die die Franzosen mit Recht stolz sind. „Es giebt gewiß höhere Dinge, sagt Gildemeister, als Grammatik, Syntax und Stil; man kann, wie der alte Fritz und Blücher, ein großer Mann und ein Held sein und doch schauerhaftes Deutsch sprechen. Die Nation kann sich aber nicht erlauben, was dem genialen Individuum nachgesehen wird.“

Jedes Bestreben in dieser Richtung muß willkommen sein, so auch ein kleines Buch von Hans Probst, das sich Deutsche Redelehre nennt und der „Sammlung Götschen“ angehört. Es leitet in anspruchsfreier Form und ohne alle gelehrte Voraussetzungen an zur Anwendung eines guten Ausdrucks. Die Anschauungen des Verfassers sind richtig und seine Anweisungen einfach, klar und praktisch. Vielleicht wird mancher in der Anordnung einiges anders wünschen, aber das macht der eine so und der andre so, und wer ein Buch empfehlen will, der muß sein Besserwissen auch zur rechten Zeit zurückhalten können. Das außerordentlich billige Büchlein kann sehr nützlich wirken. Möchten nur noch recht viele ähnliche geschrieben werden!

U. Ph.

Brutal. Ein häßliches Wort, das aber seinen Weg zu machen beginnt. Früher gehörte es zu den sogenannten starken Worten, die man nur ausnahmsweise in den Mund nahm. Es wurde auch nur in tadelndem Sinne gebraucht. Das ändert sich jetzt langsam. In Künstlerkreisen wird es vielfach für stark, schlagend und dergleichen gebraucht. Ein Bild von brutaler Wahrheit, eine brutal hingehauene Skizze, eine brutale Ähnlichkeit. Ein Schnitzwerk ist brutal ornamentirt. Nun wird in der Beilage zur Deutschen Kolonialzeitung Nr. 12 vom 1. Mai d. J. „die brutale Energie der Selbsterhaltung“ als eine der Kräfte gepriesen, durch die das deutsche Volk in dem Kampf der Völker siegen werde. Genügt Energie schon nicht mehr? Es wäre verhängnisvoll, wenn man in Deutschland zu dem Glauben käme, Brutalität sei eine Steigerung der Energie. Brutale Menschen machen sich das weiß; aber das Gegentheil ist wahr.

